

Leseprobe

Erik D. Schulz „Frühaussteiger“

Kapitel 1

Die Nacht vor meinem ersten Schultag an der Friedrich-Dieffenbach-Oberschule verlief miserabel. Unruhe und Albträume plagten mich so, dass ich mein Laken schweißdurchtränkt an die Wand quetschte. Als mich der Wecker aus dem Schlaf riss, sah ich am rechten Augenrand ein grelles, sich wie ein Kaleidoskop drehendes Licht. Ich hatte in kein Stroboskop geschaut, sondern so begannen regelmäßig meine Migräneattacken. Ich wusste: Jetzt würden hämmernde Kopfschmerzen folgen und eine Übelkeit, die nicht selten zu schwallartigen Kotzanfällen führte. Schon der Gedanke, die Vorhänge beiseite zu ziehen und Sonnenlicht in den Raum fluten zu lassen, bereitete mir Qualen.

„Basti“, rief meine Mutter aus der Küche, „du musst endlich aufstehen!“

„Ich kann nicht“, stöhnte ich und zog mir die Bettdecke bis zur Stirn, „hab Migräne.“

„Das geht heute gar nicht“, brauste sie mit ihrer hellen Stimme auf, nachdem sie in Sekundenbruchteilen in mein Zimmer geflogen war. „Ich habe einen Höllentag in der Klinik vor mir und du deinen Einstand. Da führt kein Weg dran vorbei!“

Sonst erlaubte sie mir, an Kopfschmerztagen zu Hause zu bleiben, was die Anfälle oft schnell besserte. Am erträglichsten verliefen sie, sobald Mum ebenfalls freinehmen konnte.

„Das kannst du mir auch netter sagen“, protestierte ich mit einem Kloß im Hals. Müssen Mütter sich eigentlich immer hysterisch benehmen und schon am frühen Morgen Stress machen?

„Hast ja recht, mein Schatz“, versuchte sie mich zu be-

schwichtigen, „aber der erste Tag am neuen Gymnasium ist so wichtig für dich. Wir müssen das jetzt irgendwie gebacken bekommen. Ich hole dir zwei Paracetamol und ein Zäpfchen gegen die Übelkeit. Meinst du nicht, so wird es gehen?“

„Vielleicht“, brachte ich hervor, während sie bereits in die Küche rannte, um den Medikamentencocktail zu beschaffen. Als sie wiederkam, setzte sie sich auf den Bettrand, tätschelte mir die Wangen und flößte mir die Tabletten ein. Ich würgte sie hinunter. Auf das Zäpfchen verzichtete ich, weil ich es verabscheue, mir was in den Arsch zu schieben.

„Ich wünsche dir einen tollen ersten Tag, mein Schatz“, versuchte sie mir Mut zuzusprechen. Dann stand sie auf. Doch ich zog an ihrer Bluse.

„Noch nicht“, bettelte ich. Sie wandte sich wieder zu mir um, dabei fiel ihr brünettes Seidenhaar auf ihr jung gebliebenes, aber sorgenvolles Gesicht. Wir drückten uns, und ich kämpfte mit den Tränen.

Es kostete mich an diesem Tag wirklich Überwindung, unser Haus in Pankow zu verlassen. Nicht nur wegen der Migräne. Ehrlich gesagt: Ich hatte Angst, am Elitegymnasium FDO als Außenseiter dazustehen, weil es mir als introvertiertem Typen schwerfiel, auf andere Leute zuzugehen und mich in eine neue Umgebung einzugewöhnen. Meine wenigen Freunde waren in meinem alten Wirkungskreis Köpenick geblieben. Der Bezirk liegt zwar in derselben Stadt, nämlich Berlin, allerdings sind Köpenick und Pankow so verschieden wie Venus und Mars und ungefähr ebenso weit voneinander entfernt. Ich fühlte mich hier überhaupt nicht zu Hause und bedauerte, dass mir nicht mal meine wunderliche Stiefschwester Sophie während des Schulwegs zur Seite stand. Nur Gott weiß, warum sie ausgerechnet heute eine Stunde vor Unterrichtsbeginn in der Anstalt sein musste.

So zitterte und bibberte ich ein paar Minuten später alleine vor der gewaltigen Eichentür der Friedrich-Dieffenbach-Oberschule, obwohl es mitten im August war. Die Tür kam mir vor wie das Tor zu einer Festung.

Selten wird man als Neuer an Bildungsstätten mit offenen Armen empfangen. Bedauerlicherweise bestätigte sich diese Binsenweisheit auf der FDO. Unsere Klassenleiterin, die Mathelehrerin Frau Schietzelmann, wies mir zu Beginn der ersten Stunde einen Einzeltisch zu. Die Typen in der Reihe vor mir starrten mich herausfordernd an, sodass ich nur ein verunsichertes „Hallo“ hervordrückte. Nur einer, den ich später als Mark Stadler kennenlernen sollte, grüßte blasiert zurück, die anderen drehten sich einfach um oder schauten weg. Inzwischen bohrten die Kopfschmerzen munter weiter in meinem Schädel. Meine Mutter hätte mir etwas Stärkeres als Paracetamol geben sollen.

Nachdem Frau Schietzelmann mich mit wenig warmherzigen Worten der Klasse 9a vorgestellt hatte, musterten ihre großen Augen mich so mitfühlend wie zwei nasse Kiesel. Gut, ich fand ihre widerspenstige Dauerwelle, den Stiernacken und ihre sperrige Figur, die mich vage an einen Stromkasten erinnerte, auch nicht besonders anziehend. Aber warum begegnete sie mir gleich mit offener Abneigung? Später erfuhr ich, dass der giftspeiende Drache einigen Schülern regelmäßig das Leben zur Hölle machte.

Mich in Mathe als Leuchte zu bezeichnen, wäre eine kühne Behauptung. Zu meinem Unglück pulverisierte Frau Schietzelmann sämtliche Normen. Gleich zu Beginn kitzelte sie eine ziemlich üble Verhältnisgleichung an die Tafel und zitierte mich mit ihrem unnachgiebigen Bariton nach vorn.

„Sebastian, kannst du mir das mal auflösen, damit ich weiß, was Schüler vom großen Einstein-Gymnasium in Köpenick für Fähigkeiten mitbringen?“

„Okay.“ Ihr Sarkasmus brachte mich fast zum Kotzen. Wer

jetzt denkt, ich hätte die verfluchte Gleichung locker und lässig ausgerechnet, liegt leider daneben. Das Teil war superschwer, einfach nicht zu stemmen. Mir brach der Schweiß aus. Und ich hasse es, wenn mir Schweiß das Gesicht runterläuft.

„Du wirst doch wohl diesen einfachen Term lösen können“, trietzte sie mich. „Das kann ja ein Grundschüler auseinandernehmen.“

„Ich glaube, ich bin momentan ein bisschen blockiert“, entschuldigte ich mich.

„Blockiert?“ Das Walross stieß einen Lacher aus, presste die Kiefer aufeinander und kratzte mit der Kreide den ersten Schritt der Lösung an die Tafel. Das Quietschen der Kreide zog schmerzhaft in den Zähnen. „Klingelt es jetzt, Herr Fritzsche?“

„Nein, tut mir leid ...“

Mein Herz raste, und ich stand kurz davor, in Tränen auszubrechen. Glücklicherweise behielt ich die Beherrschung, fühlte mich aber so, als ob sie mir die Hosen runtergezogen und mit dem Rohrstock den Hintern versohlt hätte.

„Und du willst bei uns das Gymnasium schaffen, ja? Du kannst von Glück sprechen, dass du aufrecht laufen kannst.“ Das gehässige Gelächter der Klasse gab mir den Rest.

Natürlich hatte ich mich mit meinen mageren Matheleistungen schon am Einstein oft bis auf die Knochen blamiert, da hatte ich mich aber irgendwie noch über Wasser halten können. Frau Schietzelmann demoralisierte mich. Meine chronische Meldeblockade flammte wieder auf, sodass ich es kaum mehr wagte, mich in Mathe zu äußern. Bis zur Pause grübelte ich darüber nach, warum ich mit den Lehrern nie Glück hatte und immer diese Monster abbekam. Die Welt ist manchmal echt ungerecht.

Auf dem Schulhof beschnupperten mich meine neuen Klassenkameraden. Ich kam mir vor wie ein streunender Wolf, an

dem der Geruch des falschen Rudels haftet.

„Bist ein echtes Mathegenie, was?“, lästerte Mark. „Gibt’s in Köpenick nur solche Behindis?“

Schweigend ließ ich die blöden Sprüche über mich ergehen, wohlwissend, dass meine Schüchternheit manchmal als Arroganz missverstanden wurde. Während sie mich abklopften und einzuordnen versuchten, kämpfte ich mit einem Kloß im Hals.

„Und, was machst du sonst so, Fritzsche?“, ätzte Giftzwerg Benjamin Strohbach.

„In Archäologie und Geschichte“, brachte ich zu meinem eigenen Erstaunen trockener hervor, als ich es vermutet hätte. Ein Gelächter entspannte die Situation. Nachdem sie sich noch einen Moment anerkennend-neidisch über meine Markenklamotten ausgelassen hatten, löste sich die Traube um mich herum so schnell auf wie eine Horde Kindergartengören, wenn der Erzieherin die Bonbons ausgehen. Ich atmete durch.

Die Clique scharte sich jetzt um Mark Stadler und Benjamin Strohbach, um über allen möglichen Müll zu labern: Alkohol, welches Mädchen nur Körbchengröße A hat, Pornos, Partys und Getuschel über falsche Klamotten. Die Masse passte sich an, heuchelte Interesse oder lief Gefahr, ausgeschlossen zu werden. Mark und Ben, die Babos, schrieben vor, wie man sich zu kleiden hatte, welche Musik angesagt war und wie viel Wodka-Redbull es auf Partys zu vertilgen galt.

Vom ersten Tag an fremdelte ich mit dieser Klasse, in der praktisch alle die gleichen Ansichten und Interessen hatten – oder zumindest so taten. Ich hätte mich bis zum Zerbrechen verbiegen müssen, um ihnen näherzukommen. Einsilbig palaverete ich ein bisschen mit, warf manchmal ein „Cool“ oder „Mhmh“ ein, wobei ich meine Antennen nach jemanden ausfuhr, der auf meiner Wellenlänge lag, was Bücher, Filme, Musik und Geschichte angeht.

Plötzlich richteten Mark und Ben ihren Fokus auf den

schmächtigen Pascal. Hilflös stand das blasswangige Jüngelchen seinen Peinigern gegenüber, die ihn unter wieherndem Gelächter „Stinker“ nannten. Wie ich später erfuhr, war es eines ihrer Lieblingsspielchen, ihn in Hundescheiße zu schubsen. Schon sehnte ich mich zurück ans Einstein, wo ich solche Aktionen nur vom Hörensagen kannte. Als sie ihm einen Zettel mit der Aufschrift „Vollidiot!“ auf den Rücken klebten, verkrümelte ich mich zu meiner Stiefschwester, die mit ihrer Girlie-Clique aus Klasse zwölf ein paar Meter von uns entfernt stand.

Da Sophie mit ihrer gertenschlanken, anmutigen Sexyfigur wie eine südeuropäische Rassekatze aussieht, trug mir das neidische Blicke meiner neuen Klassenkameraden ein. Vielleicht ahnten sie auch, dass ich bei Mädchen ganz gut ankomme. Keine Ahnung, warum. Eher wohl nicht wegen meiner nackenlangen Haare und dem halben Dutzend Pickel im Gesicht. Doch leider verfallen immer die falschen Mädchen meinem Charme, nie die, die ich gerade will. Leider hielt Sophie unseren Smalltalk kurz und einsilbig. Ihre Clique war tabu, gab sie mir zu verstehen, was ich schon einsah, denn ein stoppelbärtiges blondes Milchgesicht aus Klasse neun hat eben nix bei den Mädels der Zwölften verloren. Deprimiert schlurfte ich mit klopfenden Kopfschmerzen zurück in die Klasse.

Auf dem Heimweg kam ich mir vor wie verbannt in eine sibirische Strafkolonie. Mir wollte es nicht in den Kopf, warum meine Mutter und Herr Fritzsche (mein Stiefvater, den ich mit Michael anreden soll - darauf kann er lange warten) in den Sommerferien vor der Neunten ausgerechnet nach Pankow ziehen müssen. Seit dem Umzug litt ich unter fiesem Heimweh und fühlte mich komplett entwurzelt, weil ich in dieser Scheißgend einfach niemanden kannte. Zu allem Überfluss bin ich seitdem von meinen lieben Großeltern in Köpenick getrennt. Oma Marlies war manchmal der einzige Mensch, mit dem ich offen reden konnte, der mich unterstützte und der mir

gute Ratschläge gab. Da wir jetzt aber auf verschiedenen Teilen der Erde leben, sehen wir uns fast nur noch auf Familienfesten ...

© 2017, Delfy International Publishing, Berlin
2. überarbeitete Fassung
Erik D. Schulz, all rights reserved